

Die Feenkönigin

Autor(en): **Siegmund, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft 18

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574859>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein reges Leben herrscht im Samping, dem Hauptmarkt (Salat), und was das Herz eines Eingeborenen begehrt, von den luftkühnsten Genüssen der verschiedenen Reisspräparate bis zu kleinen Stücken gerösteten Geflügels oder Schweinefleisches, von Flitterwerk und Tand bis zu allen möglichen Stoffen und Erzeugnissen europäischer Textilkunst, Maritaten, herrliche Früchte, alles, alles ist hier zu finden.

Hier, sowie überall in Bangkok, begegnet man den Kettensträflingen, je zwei und zwei oder auch zu mehreren mit schweren Ketten an Hals und Fuß aneinander geschmiedet.

Das ist im allgemeinen das Bild, das einem derjenige Teil der siamesischen Stadt Bangkok bietet, der zwischen Hotel und den Ringmauern der Altstadt liegt. Allerdings gibt es auch einige Lichtblicke in diesem Chaos von alten, dunkeln Holzhütten, Schmutz und Morast. Die am Menam gelegenen Häuser sind im allgemeinen reinlicher und schöner; sie stehen entweder auf Pfählen oder sie schwimmen, mit Ketten ans Land oder an Pfählen befestigt, frei im Fluß. Diese Häuser sind aus Bambusrohr geflochtenen Balken gebaut, ganz von Holz und

haben gewöhnlich außer einer kleinen Frontveranda zwei Abteilungen, wovon die hintere mit einem etwas niedrigeren Dach gedeckt ist. Unter dem hohen Giebel wohnt der Hausherr und seine Familie, unter dem niedern seine Diener und Sklaven. Gelleute haben das Vorrecht, ihre schwimmenden Häuser mit weißer Farbe anstreichen zu dürfen.

Der Kastengeist ist in Siam überhaupt sehr stark ausgebildet. Ein Diener darf sich nur knieend und kriechend seinem Herrn nahen. Auch ist die Sklaverei noch gang und gäbe, doch bestehen da vielverzweigte Geseze darüber, deren Kenntnis sich nur nach längerem Aufenthalte in Siam erlangen läßt.

Den reichen Siamesen, den Fürsten und Gelleuten folgen auf ihren Ausgängen häufig ganze Scharen von Dienern bezw. Sklaven, die ihnen ihre verschiedenen Bedürfnisse nachtragen, wie Betelbisse, Cigarren (Boris, in Strohhißlen eingewickelten Tabak), Thee, Lächchen, Kleidungsstücke zc. zc., und die sich ehrerbietig auf den Boden niederlassen, wenn der Herr etwas befehlt oder in respektvoller Entfernung stehen bleiben oder niederhocken, wenn sie seines Bescheides gewärtig sein müssen.

(Schluß folgt).

Die Feenkönigin.

(Aus den Erinnerungen eines österreichischen Offiziers.)

Von R. Siegmund, Basel.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Ein fürchterlich heißer Sommer suchte die kleine galizische Garnisonsstadt S. heim und tödliche Längeweile brütete über unserm sogenannten Offizierskasino, der staubigen Wirtshauslaube im „Erzherzog“. Da wir sonst auf der weiten Welt nichts anzufangen wußten, so saßen wir Abend für Abend hinter den nach außen gedrehten Blättern des wilden Weins, der den dumpfigen, kleinen Raum überspannte, und öbten uns gegenseitig an.

Eine drückend schwüle Julinacht fand uns wie immer an unserm einzigen Zusammenkunftsorte vereinigt. Rücken und Nachtsalter sangen über dem mit halbgeleerten Gläsern besetzten Tische und prallten ab und zu mit dumpfem Geräusch gegen die Glasglocken der Gasflammen. Alle politischen und sonstigen Thematik waren bereits bis zum Ueberdruß erörtert, der bewußte Engel schwebte schon eine geraume Weile hin und her durch den Raum, und schläfrig starrte die Gesellschaft ins Licht, als plötzlich ein junger Korporal sich erhob und einem der Oberstleutenants etwas ins Ohr flüsterte. Erstaunt blickte dieser auf, und als der Korporal bestätigend nickte, stand er ebenfalls auf und winkte uns Uebrigen, ihm vor die Thür zu folgen. Mit plötzlich erwachtem Interesse rasselten wir säbelklirrend auf die Straße hinaus. Auf dem noch von der Sonnenglut des Tages erhitzten Pflaster machten wir Halt, um gähmend zu fragen, was es denn gebe? — Ein Zirkus sollte irgendwo hier im Städtchen sein, hatte der jugendliche Korporal ermittelt. „Sie Unglücksmensch, warum haben Sie uns dies nicht schon lange gesagt?“, murrte ein griesgrämiger Major, während er sich in Bewegung setzte. Selbstverständlich schlossen wir uns an; denn etwas Vernünftiges ließ sich bei uns abends doch nie vornehmen. Es war stockfinster; einige verspätete Kuhhirten, die ihr Vieh lärmend nach Hause trieben, wirbelten den zollhoch liegenden Staub der Straße dermaßen auf, daß wir kaum unsere Augen offen halten konnten. Nach einem solchergestalt wenig erquicklichen Marsche gelangten wir auf einen am Ende der Stadt gelegenen, freien Platz, wo neben einer unserer Reitschulen ein großes Leinwandzelt errichtet war. Um einige, am Eingang desselben aufgehängte bläuliche

Petroleumlampen schwirrten die Fledermäuse, und aus dem Innenraum ertönten die aufdringlichen Weisen einer böhmischen Musikkapelle letzter Güte.

„Ich bitte, hochgeehrte Damen und Herren“, wandte sich der Direktor mit krähenartiger Füstelstimme an die Schusterjungen und Gassenbirnen, welche den mit roten Vorhängen geschmückten Eingang des Kunstinstitutes umlagerten, „ich bitte Sie, meine hochgeehrten Herrschaften, machen Sie doch Platz für die hochgebornen Herren Offiziere!“ — Sein Kennerauge hatte uns schon von weitem bemerkt, und als spekulativer Geist ließ er uns nun nicht mehr los. Seine untersekte Gestalt steckte in einem kornblumenblauen Sakaienfrack von kühnem Schnitte, ein martialischer Knebelbart gab seinem Kopfe eine gewisse Ähnlichkeit mit Napoleon III., und in jeder der mit weißen Baumwollhandschuhen bekleideten Hände hielt er eine mächtige Chambrière, auf deren flatternde Schmiß die Gassenbuben Jagd machten.

Die Vorstellung hatte augenscheinlich schon begonnen, denn in der Manège galoppierte müde und verdrossen ein alter, ausgelebter Schimmel im Kreise herum, und auf seinem Rücken turnte eine längtverblühtene Schöne mit welkem, geschminktem Gesicht, wobei sie kleine, schrille Schreie ausstieß, die an das Meckern einer Ziege erinnerten. Ihr mit billigem Flitter besetztes Kostüm, das vor zwanzig Jahren einmal modern gewesen sein mochte, hing trübselig von den hageren Hüften herab. Hinter dem in eine Art von abgetragener Uniform gekleideten Stallmeister ging steifbeinig ein magerer, slowakischer Clown, unter dessen vorstehenden Beckennochen der Hunger hervorgrinste, und der, währenddem die heftige Reiterin Atem schöpfen mußte, einige traurige Wize in einem aus deutschen und slowakischen Brocken gemischten Kauderwelsch vom Stapel ließ. Dann trat ein dicker Athlet auf, dessen kurze Beine in unsaubern Trikots steckten und hinter dessen Schmerbauch die aufgestellten Gewichte verschwanden. Der Schweiß troff ihm von der niedern Stirne, und schwer keuchend stampfte er unter lebhaftem Applaus aus der Manège. Ein kaum dem Kindesalter entwachsener, jüdisch aussehender Knabe präsentierte sich

als Ohnesattelreiter auf einem schwerfälligen Ackergaul und nachdem er beim Saltomortale zweimal sich von seinem Reittier getrennt hatte, glückte ihm dieses Kunststück zum dritten Male auch wirklich. — Auf den Vorderseiten hatte die einzige Gutsbesitzerfamilie der

Umgegend es sich bequem gemacht, und die beiden passabel hübschen Töchter wurden alsbald von den Kameraden in Beschlag genommen. Komplimente und Scherzworte flogen hin- und herüber, und bald war die flotteste Courmacherei im Gange. Da ich mich auch gern ein wenig amüsieren



Der Kronprinz von Siam in voller Staatskleidung.

Rechts und links auf den Stühlen stehen die verschiedenen Dosen mit Betel und den zum Rauchen nötigen Ingredienzen. Ferner Spucknapf, Buri-Dose, Theefanne u. s. w.

wollte, so kam ich auf die verwegene Idee, mein Heil einmal bei den Zirkusdamen zu versuchen — in der Not frist der Teufel bekanntlich Fliegen. Der Zufall schien mir günstig, denn eben verließ die gewichtige Riesendame, nachdem sie Messer, Spazierstöcke und brennende Zigarren verschluckt hatte, unter lautem Beifallsklatschen den Schauplatz ihrer Triumphe, auf jeder Hand einen heulenden Bauernjungen tragend. Mit dem kühnen Vorsatz, mich mit ihr bekannt zu machen, schlängelte ich mich durch den Stallgang hinaus. Die musikalischen Produktionen der böhmischen Kapelle fielen mir mit ihrem Geknatter und Gebimmel nachgerade auf die Nerven.

An weißgetünchten Tonnen, zerrissenen Sammtfauteuils und überall umherliegenden defekten Sätteln vorüber schritt ich ins Freie, zwischen die hinter dem Zelte aufgefahrenen, auf niedrigen Rädern ruhenden Komödiantenwagen hinein. Klägliches Kinderweinen schallte aus einem derselben hervor, da und dort fiel ein Lichtstreifen durch die Fugen auf den finstern Gang, und dünner Rauch kräufelte sich hie und da aus einem Kamine empor. Ich mußte mich in der Wagenburg wohl verirrt haben, denn obgleich ich nunmehr das Ende derselben erreicht hatte, gelang es mir nicht, das Ziel meiner Wünsche, die Riesendame zu entdecken. Nur ein phantastisch aufgeschirrter Esel zupfte unverdrossen das verbrannte Gras ab. Die Nacht war so herrlich und mild, über mir funkelten Myriaden von Sternen, und leise kühlte der Nachtwind meine heiße Stirne, daß ich nicht nur nicht bedauerte, meine Riesendame nicht gefunden zu haben, sondern mich meiner Bemühungen in dieser Hinsicht weidlich schämte. Eben ging der Mond auf und verklärte die reizlose Landschaft mit magischem Licht; die von der Hitze ermattete Erde begann langsam in der kühlern Luft Atem zu holen.

In einer kleinen Entfernung vom Zirkuszelt zog sich ein Graben hin und dort schien sich eine Gestalt zu regen. Näher tretend hatte ich einen seltsamen Anblick. Dort saß im Mondschein ein unförmliches, weibliches Wesen, eingehüllt in den sonderbarsten Theaterputz, mit einer Krone von Goldblech auf dem Haupte. Ueber die breiten Schultern herab hing reiches, blondes Haar, über welches ein langer, weißer Brautschleier niederwallte; ein rotes Seidenkleid mit riesiger Schleppe lag weit ausgebreitet auf der verdorrten Erde. In den rings aufsteigenden Dünsten machte die dicke, wie eine Märchenprinzessin herausgestaffierte Person, die dort am Grabenrand sitzend, in den Mond starrte, einen höchst merkwürdigen Eindruck. Neugierig schlich ich näher. Daß das grotesk aufgeputzte Weib zu der Zirkustruppe gehörte, war mir unzweifelhaft; aber was für einen Zweck mochte sie hier verfolgen? — Schnell entschlossen sprang ich über den Graben und setzte mich mit untergeschlagenen Beinen in achtungsvoller Entfernung von ihr am Rande desselben nieder. Nun konnte ich auch wahrnehmen, daß das sonderbare Geschöpf ein schadhafte, schon vielfach geknicktes spanisches Kostüm auf dem Schoße liegen hatte, und daß die hart gearbeitete Hand die Nähnadel führte, um den buntfarbigem Plunder auszubessern.

Mein plötzliches Erscheinen schien sie weder zu erschrecken, noch auch nur in Erstaunen zu setzen. Ruhig und gleichmütig wandte sie mir ihr Gesicht zu. Ueber-

rascht starrte ich sie an. Welche Schönheit mußte dieses Weib gewesen sein, ehe diese ungeheure Verfertigung das Antlitz aufgedunsen, die Körperformen zur Karrikatur umgewandelt hatte. Noch jetzt zeigte diese Fettnasse Spuren von dem früheren Liebreiz, und die großen, feuchtschimmernden Augen, die glatten, noch keine Falte aufweisenden Wangen, das herrliche, goldblonde Haar deuteten darauf hin, daß die Besitzerin jedenfalls noch die Mitte des Lebens nicht überschritten hatte. Das Antlitz trug einen unbeschreiblich leidenden Ausdruck, einen Zug des Schmerzes, wie er häufig bei verunglückten Menschen hervortritt, und als ich nun am Rande des Grabens ein Paar lange, stark abgenützte Krücken liegen sah, wurde mir der Leidenszug in dem Gesichte der armen Bankistin klar. Unwillkürlich schweiften meine Blicke zu der sitzenden Gestalt zurück, und jetzt fiel mir auch auf, daß unter dem ausgebreiteten Seidenkleid gar keine Füße sichtbar waren. Ueberaus peinlich berührt, überlegte ich eben, wie ich mich auf gute Manier entfernen könne, als die Fettnasse vor mir zu reden begann.

„Guten Abend“, ertönte es im gemüthlichsten Wiener-Dialekt, und ein trauriges Lächeln huschte über ihr Gesicht, als ich verwirrt, stotternd den freundlichen Gruß erwiderte.

„Sie erinnern sich meiner wohl nicht mehr, Herr von Amstetten?“ fuhr die Frau fort. In höchstem Erstaunen blickte ich sie an, und eine wirre Flut von Gedanken begann in meinem Hirn sich zu entfesseln. Schier ängstlich forschte ich in den verquollenen Jügen, und langsam, ganz langsam tauchte aus dem Chaos meiner Erinnerungen, aus der Fleischmasse da vor mir ein zarter, feiner Mädchenskopf, ein süßes Gesichtchen voll jugendlichen Liebreizes empor, heitere Walzerklänge erschallten, untermischt mit fröhlichem Klingen der Champagnergläser und all dem lustigen Lärm, wie ihn die Gesellschaft einer Anzahl lebensfroher Manenoffiziere hervorbringt. Ganz deutlich sah ich ihn jetzt vor mir sitzen dort am obern Tischrande, den dicken Erzherzog, dem wir seit mehreren Wochen die Langeweile vertreiben mußten, und an seiner Seite saß ein wunderschönes Mädchen mit statuenhaftem Blick und der Haltung einer Königin. Alle, alle überschütteten sie mit Komplimenten, bettelten um einen freundlichen Blick, um irgend eine kleine Gunstbezeugung, vergebens — die Schöne blieb so kalt wie Eis, kein Lächeln, kein Liebesblick ward den feurigen Anbetern zu teil.

„Flona“, murmelte ich, während ein heftiger Schmerz mir das Herz zusammenpreßte.

„Ja, Flona“, wiederholte mit herzerreißendem Lächeln die einst so Gefeierte; „wissen Sie noch, wie verliebt Sie in mich waren? — Jetzt sind Sie es wohl nicht mehr, wie?“ —

Ja, ich hatte sie geliebt, toll, sinnlos, wie man eben mit fünfundzwanzig Jahren liebt, und ich hatte sie unzählige Male meiner ewigwährenden Liebe versichert, die verführerisch schöne Künstlerin, die liebreizende Flona

Bistongleich tauchte die Vergangenheit vor mir auf, schattenhafte Gestalten huschten an meinem geistigen Auge vorüber. Die arme, fette Person war wirklich Flona, meine einstige Flamme, der angebetete Liebling der Zirkusbesucher, das Tagesgespräch in der lustigen Kaiser-

stadt an den Ufern der Donau gewesen, und seit jener Zeit waren knapp vier Jahre vergangen. War es denn möglich, oder äffte mich ein grausamer Spuk? — Noch sehe ich das verführerisch schöne Geschöpf ihre halbsbrecherischen, damals noch kaum je gesehenen Evolutionen am Trapez ausführen, sehe sie schauernd fünfzig Fuß über der Erde den tollkühnen Sprung von ihrem lustigen Standorte aus auf das ihr entgegenschwingende Trapez wagen. Die gewaltigen Muskelanstrengungen, denen das Mädchen sich von frühester Jugend an unterzogen, hatten ihren weiblichen Körper gestählt, dessen Knochengeriüst ungemein gekräftigt, so daß man, wenn Jlonas dort oben in mächtigem Schwunge durch die Luft flog, sie eher für einen schönen Jüngling hätte halten können, wenn nicht das lang herabwallende, blonde Haar und die breiten Hüften ihr Geschlecht verraten hätten. Diese an einen Apoll erinnernde Schönheit verlieh der jungen Artistin einen ganz besonderen Reiz und zwang die ganze Männerwelt zu ihren Füßen; bald wußte sich Jlonas vor lauter Liebesanträgen kaum zu retten. Zu ihren Anbetern gehörte auch unser dicker Erzherzog, aber er wußte sich so wenig als alle andern eines Erfolges bei dem Mädchen zu rühmen. Sie nahm zwar mit gleichmütiger Bereitwilligkeit die zahlreichen an sie ergangenen Einladungen zu kleinen, intimen Soupers an, saß aber wie ein schönes Steinbild an den üppigen Tafeln, und ihre unschuldigen Kinderaugen blickten mit einer solchen Verständnislosigkeit die sich um sie bemühenenden Elegants an, als ob ihr über ihren gymnastischen und equilibristischen Uebungen der Begriff für Liebe vollständig abhanden gekommen sei. Bald pflegte sie zu gähnen, und wenn die Mitternacht herankam, ließ sie sich nicht davon abhalten, nach Hause zu gehen und sich schlafen zu legen. Sie hielt sehr viel auf ihre ungestörte Nachtruhe, die ihr in ihrem gefährlichen Beruf absolut notwendig war, wie sie behauptete. Der Erzherzog gab sich die erdenklichste Mühe, die schöne marmorene Galatea, wie er sie nannte, zum Liebesleben zu erwecken, aber auch seine immer deutlicher werdenden Anspielungen versingen nicht im geringsten. Unser Regimentsarzt, der kopfschüttelnd unserer Courmacherei zusah, meinte oft: „Laßt doch das Mädel in Ruhe; bei der hat das ewige Turnen alles andere, auch die Fähigkeit zum Lieben, ertötet. Die ist gar kein richtiges Weib mehr!“ Nach und nach verleiteten ihm seine aussichtslosen Bemühungen und übellunig gab er die Sache auf, um anderswo mühselosere Erhöhung zu finden; wir waren unserer erfolglosen Werbungen schon lange überdrüssig geworden, und da wir gerade damals zum Manöver ausrückten, so vergaß ich wenigstens über all' den neuen, wechselnden Eindrücken bald die schöne unweibliche Jlonas.

Und doch war sie ein echtes Weib, das zärtlich und hingebend zu lieben verstand, als endlich der Rechte kam. — Die Truppe befand sich in Lemberg, als ein junger, tüchtiger Jockey-Reiter engagiert wurde, ein Escherkess von Geburt und ein wahrer Teufelskerl auf dem Pferde. Pawjel Kuczera schuf eine ganz neue Aera der Jockey-Arbeit; nicht nur führte er den Sprung auf das nackte Pferd hundertmal nacheinander aus, sondern er sprang dem Tiere von vorn entgegen und mit nie fehlender Sicherheit auf dessen Rücken, ja er arbeitete sogar mit verbundenen Augen und brachte eine Anzahl der schwie-

rigsten, nie gesehenen Kunststücke, die allgemeines Erstaunen erregten. Da er außerdem ein bildhübscher Bursche, eine hohe, schlanke Gestalt mit einem wahren Antinous-Kopfe war, so wurde er rasch der Abgott der weiblichen Bevölkerung Lembergs und die schönen Zirkusbesucherinnen klatschten sich fast die kleinen Hände wund, wenn der junge Escherkess in der Arena erschien. Aber auch die bisher unnahbare Jlonas interessierte sich für den flotten Jockey-Reiter, ihr kaltes Herz fing Feuer und bald brannte es lichterloh. Pawjel, dem die unverhohlene Zuneigung des schönen Mädchens schmeicheln mochte, zeigte sich nicht unempfindlich, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Beiden sich ihre Liebe gestanden. Jlonas hing mit ganzer Seele an dem Burschen und wäre schrankenlos glücklich gewesen, wenn nicht gar so manche an ihrem Geliebten Gefallen gefunden hätte. Obwohl der Jockey-Reiter ihr nicht gerade untreu war, so ließ er sich die Hulldigungen des schönen Geschlechts doch nur zu gern gefallen, und diese Art von Eitelkeit seinerseits war es, die auf das Glück des Mädchens häufig einen tiefen Schatten warf.

Der Zirkus hatte in Warschau seine Vorstellungen eröffnet und machte glänzende Geschäfte; die prachtliebende genussüchtige Bevölkerung der alten polnischen Residenz füllte allabendlich den großen Holzbau und bereitete allen Produktionen die wärmste Aufnahme. Es war daher auch nicht zu verwundern, daß die heißblütigen Polinnen dem schönen Escherkessen öffentlich wahre Ovationen bereiteten und ihm im geheimen auf Schritt und Tritt nachliefen. Jlonas litt darunter schmerzlich, wenn sie auch ihr Herzeleid vor dem Geliebten zu verbergen suchte; unwillkürlich begann sie sein Kommen und Gehen zu überwachen, und beständig, sogar während ihrer halbsbrecherischen Arbeit, folgten ihre brennenden Augen dem leichtherzigen Jungen.

Eine High-Life-Soirée hatte den umwohnenden Adel in großer Anzahl in den Zirkus geführt. Sämtliche Nummern des Programms ernteten begeisterten Applaus, der sich zu einem wahren Sturm steigerte, als Pawjel Kuczera auf seinem feurigen Goldfuchs, elegant die Varietäre nehmend, in die Arena sprengte. Jubelnd beklatschten die Damen jede Leistung des Gefeierten und als er mit einem Doppelsalto über die Köpfe der Stallmeister hinweg die Manege verließ, flog ein Regen von Blumensträußen und Lorbeerkränzen in den Sand. Immer und immer wieder mußte der schöne Jockey erscheinen, es schien, als ob die Warschauerinnen an ihm sich gar nicht satt sehen könnten. . . . In der nun folgenden Pause strömte das Publikum in dichten Massen nach den Ställen, und gar mancher zärtliche Blick folgte dem jungen Escherkessen, als er sich in seine Garderobe zurückzog.

Jlonas hatte die erste Nummer nach der Pause. Schweren Herzens betrat sie, in ihren kostbaren Abendmantel gehüllt, die Manege, und während sie an der Leiter zu ihrem Trapez empor kletterte, flog ihr Blick suchend nach dem Stallgang, wo sie ihren Geliebten wußte. Pawjel war jedoch noch nicht da. Sie begann ihre Arbeit, während die Zuschauer, aus dem Buffet und den Gängen zurückkehrend, vereinzelt ihre Plätze wieder einnahmen. Wieder richteten sich die Augen der Lustkünstlerin nach dem roten Sametvorhang, jedoch vergebens; wie viel Zeit er heute zum Umkleiden brauchte! Hin und her schwang sich Jlonas; schon war sie beim

zweiten Teil ihrer Nummer angelangt und schickte sich an, das zweite schwingende Trapez im Sprunge zu erreichen. Nun war es nahe genug, und, mit mächtigem Stoße ihren Stützpunkt fahren lassend, schwang sich das Mädchen durch die Luft. In diesem Moment erschien Pawel zwischen den Falten des roten Vorhanges, jedoch nicht allein; an seiner Seite stand eine junge, dunkelhaarige Frau, die lebhaft auf in einsprach. Da sauste ein Körper in schräger Richtung durch die Luft, berührte im Fallen den Rand des Netzes, prallte wie ein Ball von dem straffgespannten Tau ab und schlug schwer auf die Barriere der Manège auf. Vor Entsetzen gelähmt, hatten die Zuschauer das Unglück mit angesehen, dann aber erfüllten gellende Angstschreie den Zirkus; einzelne Frauen wurden ohnmächtig, andere stürzten, von Panik ergriffen, den Ausgängen zu. Einige Herren traten neugierig näher, zu erfahren, was der Verunglückten geschehen sei. Dieser war rasche Hülfe zu teil geworden, wie sie an solchen Orten, wo das Menschenleben so oft aufs Spiel gesetzt wird, gewöhnlich bei der Hand ist. Hilfsreiche Hände hatten den leblosen Körper aufgenommen und in einer der Garderoben auf einen Divan gelegt. Mit Thränen in den Augen stand der hübsche Pawel daneben. Als endlich ein Arzt erschien, war das Mädchen noch immer bewußtlos; nach beendeter Untersuchung ergab sich, daß die Unglückliche beide Beine mehrfach, einen Arm und mehrere Rippen gebrochen hatte. Innere Verletzungen schienen „glücklicherweise“ keine vorhanden. Die Vielen unerklärliche Ursache des Sturzes war das plötzliche Auftauchen des Paares im Stallgange, das die von Eiferjucht Gequälte wie ein Dolchstoß getroffen hatte; im Moment des gefährlichen Sprunges hatte die Trapezkünstlerin in der eleganten Dame an Pawels Seite eine stadtbekannte Kofette erkannt, die den hübschen Jockey-Reiter mit ihren Zärtlichkeiten verfolgte, und dieser Anblick hatte genügt, um das sonst so sicher arbeitende Mädchen sein Ziel verfehlen zu lassen.

Flona wurde in das Krankenhaus geschafft, wo ihr andern Tags das eine Bein oberhalb des Knies, das andere am Knöchel abgenommen wurde. Nach einem Krankenlager von beiläufig sechs Monaten konnte sie das Bett verlassen, um sich von nun an an Krücken durchs Leben zu schleppen. Pawel war mehrmals gekommen, um seine Geliebte zu besuchen, aufrichtigen Kummer in seinem schönen Gesichte. Dann war die Truppe weitergezogen und er war mitgegangen; was hätte auch der hübsche Junge anders anfangen sollen? Das bedauernswerte Mädchen aber war, als man sie endlich als geheilt aus dem Spital entlassen, von einem Vetter ihrer Mutter, eben dem Direktor mit dem Napoleonskopf und dem Lakaienfrack, aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen worden, bei dem sie nun, um sich für Kost und Logis bezahlt zu machen, kleine Statistenrollen, wie sie eben ein armer Krüppel noch ausfüllen kann, übernahm. Gegenwärtig spielte sie, wie sie mir, auf ihre Blechkrone deutend, erklärte, die Feenkönigin in einer Märchenpantomime.

Lieferjchüttert hatte ich Flonas Worten gelauscht. Welch beklagenswertes Los hatte das unglückliche Geschöpf getroffen; wie oft mochte ein ähnliches Ende den armen Aufkünstlerinnen bevorstehen! — Ich suchte nach einigen Trostesworten, quälte mich ab, der Unglücklichen

ihr herbes Schicksal in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen, obwohl ich fühlte, wie wenig überzeugend meine Worte klangen. Flona lächelte wieder trübe.

„Bemühen Sie sich nicht, ich habe mich jetzt in mein Schicksal gefunden. Anfangs wollte es mir freilich nicht in den Sinn, daß dieses jämmerliche Dasein alles sein sollte, was mir von früher übrig geblieben; jetzt bin ich daran gewöhnt, und ich darf mich ja auch nicht beklagen, denn ich werde gut behandelt.“ Eine Gestalt kam von der Wagenburg her eilig auf uns zugehau. Es war einer von den Stallburschen, die ich vorhin in fadenscheiniger Livree hatte im Stallgang stehen sehen.

„Es ist Zeit, Madame“, sagte er höflich, indem er die beiden Krücken vom Boden aufhob und damit auf die Sitzende zutrat. Behutsam unterstützte er die unbeholfene Gestalt beim Aufstehen und schob ihr nun die Krücken unter die Arme, worauf er das zerrissene Kostüm sowie das Nähzeug an sich nahm. Flona reichte mir die Hand zum Abschiede.

„Leben Sie wohl, mein Freund, und haben Sie Dank für Ihre Teilnahme einer Unglücklichen gegenüber.“

Ich fühlte, wie meine Augen feucht wurden, als ich die harten, zerstochnen Finger drückte. Mühsam humpelte die einstige Trapezkünstlerin, vom Stallknecht unterstützt, nach dem armeligen Zelte hinüber, und in tiefen Gedanken schritt ich demselben Ziele zu, um meinen vorhin verlassenen Platz wieder aufzusuchen. Eine Zauberpantomime mit äußerst dürftiger Ausstattung hatte begonnen. Die winzigen, schlechtgenährten Kinder des Personals waren mit Gnomenhäuten aus Flach und mit flitterbesetzten Elfenflügeln ausgestattet, was ihr Selbstbewußtsein sichtlich ungeheuer hob; der verhungerte Clown tobte als böser Zauberer umher und bedrohte die verwelkte Panneau-Reiterin, die im Silbergaze-Kleide eine gar traurige Prinzessin spielte. Nachdem der kühne Ohnesattelreiter im Don Juan-Kostüm die armelige Prinzessin befreit hatte, wurde — eine Art Apotheose — durch zwei weiße Ponies ein Korbwägelchen in die Manège geschleift, worin als Feenkönigin — Flona thronte. Majestätisch lag das rote Seidenkleid über dem Wägelchen ausgebreitet und der weiße Brautschleier wallte träumerisch hinterdrein. Die Feenkönigin hatte denselben starren, geistesabwesenden Gesichtsausdruck, mit dem einst das schöne, schlanke Mädchen an unserer Offiziersstafel gegessen hatte.

Mit wirrem Kopfe stürmte ich in's Freie. Dort, beim Scheine einer vereinsamten Straßenlaterne, entnahm ich meiner Brieftasche eine Banknote, legte dieselbe mit meiner Visitenkarte in ein Couvert, verschloß dieses und schrieb mit dem Tintenstift Flonas Adresse darauf. Dann kehrte ich zu der Kasse zurück, wo der Direktor mit dem Napoleonskopf befriedigt die Einnahme zählte. Als er ausblickte, drückte ich ihm ein Goldstück in die Hand und bat ihn, den beifolgenden Brief unfehlbar an Flona gelangen zu lassen. Unter tiefen Bücklingen versicherte er mich der prompten Besorgung meines Auftrages, und zum zweiten Mal schritt ich in die Nacht hinaus, tief ergriffen von dem menschlichen Elend, das mir heute in seiner mitleiderregendsten Gestalt vor Augen getreten war. Arme, traurige Feenkönigin! —